

WarteArt – Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase



Inhalt:

Sarah May: Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase – eine Einführung.....	2
Julia Dornhöfer: Prolog der Selbstvergewisserung – Warten im Alter.....	8
Ruth Weiland: „Auf Null gesetzt“ – Warten in der Arztpraxis.....	17

Sarah May

Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase – eine Einführung

Wir warten auf Weihnachten, den Feierabend, das Ende einer Rede, einen Rückruf, die Sommerreife der Erdbeeren – wir warten bis wir endlich das tun können, was wir eigentlich tun wollen. Warten ist eine alltägliche Tätigkeit, Situationen des Wartens sind jedem vertraut. Auf wen oder was gewartet wird, ist dabei ebenso verschieden wie das, wie gewartet wird: Warten kann mit Vorfreude, Kränkung, Ungeduld, mit Nervosität, Entspannung und vielen weiteren emotionalen Zuständen verbunden sein – je nachdem, wie die Wartenden diese Zeit erleben und überbrücken. Manche telefonieren, chatten, lesen, andere schlafen, starren Löcher in die Luft oder geben sich ganz dem Gefühl der Ungeduld hin. Ungeachtet dessen, wie gewartet wird, erweist sich Warten stets als eine zeitlich begrenzte Handlung, die Zeit selbst „fühlbar“ werden lässt.¹ Auf diese besondere Wahrnehmung von Zeit und auf die verschiedenen Arten, mit dieser zeitlichen Zwischenphase umzugehen, fokussieren die Beiträge des Bandes *WarteArt – Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase*, der eine Ausstellung begleitet, die im April und Mai 2017 im Uniseum Freiburg zu sehen war. Diese Ausstellung resultiert aus einem Forschungsprojekt von Studierenden, die im Masterstudiengang Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie seit April 2016 das Warten erforschten: Sie führten Interviews durch, Medienanalysen und teilnehmende Beobachtungen in spezifischen Räumen und Rahmungen des Wartens.

Basierend auf diesen kontinuierlichen Alltagsreflexionen und theoretischen Überlegungen, erarbeiteten wir dichte Beschreibungen von Wartesituationen und Wartearten, anhand derer wir zeigen, wie verschiedene Akteurinnen und Akteure mit der Zeit des Wartens umgehen und inwiefern sich hierin Muster des Wartens abzeichnen lassen. Vor dem Hintergrund unserer Forschungen verstehen wir Warten als eine zeitliche Zwischenphase, in der die kontinuierliche Alltagspraxis aussetzt, in der das linear gedachte Kontinuum des Erledigens oder Entspannens durchbrochen wird, in der Zeit anders empfunden und selbst zum Ziel wird.² Wir betrachten

¹ Vgl. Nadine Benz: (Erzählte) Zeit des Wartens. Semantiken und Narrative eines temporalen Phänomens. Göttingen 2013, S.13.

² Vgl. Heinz Schilling (Hg.): Welche Farbe hat die Zeit? Recherchen zu einer Anthropologie des Wartens. Frankfurt a.M. 2002.

Warten als reizvollen Ausschnitt des Alltags einer Gegenwart, in der mehrheitlich auf Beschleunigung und zeitliche Optimierung hingearbeitet wird. Dementsprechend sehen wir in der kulturwissenschaftlichen Analyse von Situationen, Rahmungen, Räumen, Praktiken und Deutungen des Wartens einen Schlüssel, um den alltäglichen Umgang mit und das gegenwärtige Verständnis von Zeit zu dechiffrieren.

Warten als Phänomen der Zeit

Dass wir mit der Erforschung des Wartens einen Nerv der Zeit treffen, unterstreichen gerade jüngst die immer zahlreicheren Auseinandersetzungen mit Warten in Kunst und Medien: Im August 2016 beschreiben etwa Andrea und Justin Westhoff in den Zeitfragen für *Deutschlandradio Kultur* Warten als ebenso alltägliches wie existentielles Phänomen und den Menschen als *Homo expectans*.³ In Bild und Text erfasst *Das Magazin* in seinem im Februar 2017 erschienenen Themenheft *Warten. Für alle, die es nicht aushalten* das Phänomen mittels historischer Fotos von Wartehäuschen als raum- und objektgebunden, mittels Umfrage als individuelle Herausforderung, mittels Kurzgeschichte als gemeinhin nachvollziehbare Situation von Komik und Verdruss.⁴ Und nicht zuletzt verdichtet die *Hamburger Kunsthalle* in ihrer Ausstellung *Warten. Zwischen Macht und Möglichkeit*, eröffnet im Februar 2017, Darstellungen der modernen Kunst zu der These, dass „sich im Warten vor allem die gesellschaftliche Stellung und der Status eines Menschen ablesen lässt.“⁵

Wir verstehen diese Popularität der Auseinandersetzung mit Warten als Beleg für dessen gesellschaftliche Relevanz und erkennen darin ein Bewusstwerden (beziehungsweise Bewusstmachen) von ebenso alltäglichen wie auch gesellschaftspolitischen, aktuellen wie kulturhistorisch geprägten Fragen: Wie gehen wir mit unserer Zeit um? Und – so unser spezifischer Zugang – inwiefern lässt sich gerade in der zeitlichen Zwischenphase des Wartens Erkenntnis gewinnen?

³ Andrea Westhoff/Justin Westhoff: *Homo expectans*. http://www.deutschlandradiokultur.de/soziales-alltagsphaenomen-ueber-daswarten.976.de.print?dram:article_id=346055 [26.10.2016].

⁴ Andreas Lehmann (V.i.S.d.P.): *Das Magazin* 94/2 (2017).

⁵ <http://www.hamburger-kunsthalle.de/ausstellungen/warten> [24.02.2017]. Ebenfalls künstlerisch setzte sich der Regisseur und Musiker Julian Hetzel 2015 bei der Eröffnung der 25. Hannoveraner Theaterformen in seiner Performance *Still (The economy of waiting)* mit verschiedenen Aspekten des Wartens auseinander, https://www.theaterformen.de/pressedownloads/01_Presseinfo_JulianHetzel_Still.pdf [04.03.2017].

Zeit ist für die Kulturanthropologie eine zentrale Größe. Zunächst deshalb, weil Zeit und Raum jenen Rahmen bilden, in dem Menschen ihr Handeln und Denken vollziehen und deuten.⁶ Da in der Kulturanthropologie mikroperspektivisch gearbeitet wird, da wir einzelne Akteurinnen und Akteure sowie konkrete Praktiken erforschen und dabei stets den Handlungs- und Deutungskontext reflektieren, interessieren wir uns auch für die zeitliche Rahmung dieser Handlungen. Im konkreten Fall einer Ethnografie des Wartens wird Zeit gar selbst zum Untersuchungsgegenstand. Gerade in jüngerer Zeit interessieren sich Forschende des Fachs für Zeiteinteilungen und kulturelle Kategorisierungen der Zeit:⁷ Beispielsweise entstanden Arbeiten zum Feierabend,⁸ zum Sonntag⁹ – oder eben zur „zeitlichen Zwischenphase“ des Wartens: Hierzu zählen die Arbeiten von Heinz Schilling, Gabriele Muri, Billy Ehn und Orvar Löfgren.¹⁰ Schillings Publikation *Welche Farbe hat die Zeit? Recherchen zu einer Anthropologie des Wartens* (2002) fußt auf einem kulturanthropologischen Studienprojekt, das verschiedene Situationen des Wartens in den Blick nimmt, die sich gemäß der Dauer oder auch hinsichtlich der Lebensrelevanz unterscheiden. Gemein ist diesen Ethnografien ein Verständnis von Warten „als eine Färbung der Zeit“¹¹. Gabriele Muri verdeutlicht in ihrem Band *Pause! Zeitordnung und Auszeit aus alltagskultureller Sicht* (2004), inwiefern es für die Kulturanthropologie lohnend ist, die Zwischenzeiten des Alltags zu untersuchen: Sie versteht Pause als kulturell codierte Form der Nutzung und Einschätzung von Zeit, eine Beobachtung, die – die nachfolgenden Beiträge in diesem Band werden dies verdeutlichen – wir auch für die Zeit des Wartens bestätigen können.¹² Nicht zuletzt ist die Arbeit der Ethnologen/Kulturanthropologen Billy Ehn und Orvar Löfgren *Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen* (2010) wichtig für unsere Forschung, da die Autoren versuchen, Nichtereignisse wie die „verborgene Welt des

⁶ Vgl. Thomas Hengartner: Zur Ordnung von Raum und Zeit. Volkskundliche Anmerkungen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 98 (2002), S. 27–39, hier insb. S. 36.

⁷ Vgl. Laura Wehr: Alltagszeiten der Kinder. Die Zeitpraxis von Kindern im Kontext generationaler Ordnungen. Weinheim/München 2009, S. 18–21.

⁸ Vgl. Gottfried Korff: Feierabend. In: Etienne Francois/Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 3. München 2001, S. 169–186.

⁹ Bspw. Andreas C. Bimmer: Sonntag. Ein Wochentag und seine Rezeption in der Volkskunde. In: Siegfried Becker u.a. (Hg.): Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern. Münster u.a. 2001, S. 71–79; Elisabeth Fendl/Konrad Köstlin (Hg.): ZEITspezifisches. Konrad Köstlin zum 8. Mai 1995. Regensburg 1995, S. 71–79.

¹⁰ Weiterhin zu erwähnen sind die Germanistin Andrea Köhler: Lange Weile. Über das Warten. Frankfurt a.M. u.a. 2007; und die philosophisch-literaturwissenschaftliche Untersuchung von Nadine Benz 2013 (wie Anm. 1).

¹¹ Heinz Schilling: Endlich! Ein Buch über das Warten. In: Forschung Frankfurt 1 (2003), S. 36; s. des Weiteren Schilling 2002 (wie Anm. 2).

¹² Vgl. Gabriele Muri: Pause! Zeitordnung und Auszeit aus alltagskultureller Sicht. Frankfurt a.M. u.a. 2004.

Wartens, der Routinen und des Tagträumens¹³ zu erfassen. Auch sie zeichnen die Relevanz einer Untersuchung der zeitlichen Zwischenphase: „Indem wir das Warten studieren, konzentrieren wir uns darauf, wie die Menschen ihre Zeit verbringen: Vertreiben sie sich die Zeit, indem sie sich mit etwas anderem beschäftigen, oder sind sie völlig von der langsam voranschreitenden Uhr in Beschlag genommen?“¹⁴ Wir teilen mit Ehn und Löfgren das Interesse an den Praktiken des Wartens, interessieren uns aber darüber hinaus auch für Deutungen sowie Objekte, Räume und Kontexte des Wartens. In unserer Forschung und Ausstellung fragen, diskutieren und zeigen wir, wie Menschen (Warte)Zeit erleben und beurteilen, wie sie sie einteilen und benennen, wie sie sich erinnern oder vorausschauen, wie sie die zeitlichen Freiräume nutzen oder mit Einschränkungen ihrer freien Zeit umgehen.¹⁵ Die Volkskundlerin Dorothea Schell nennt dies „lohnende Themen, die noch lange nicht erschöpfend behandelt worden sind“¹⁶. Dem folgend, arbeiteten wir empirisch, suchten nach (historischen) Quellen, (aktuellen) Konflikten, (paradigmatischen) Phänomenen und (adäquaten) Methoden. Letztlich trafen wir eine Auswahl, thematisierten und analysierten: Bearbeitungen des Wartens in Wissenschaft und Kunst, Gespräche, teilnehmende Beobachtungen und Objekte des Alltags.

Arten des Wartens, Artefakte des Wartens – WarteArt

Unsere Ausstellung WarteArt fasst Warten als alltägliches Phänomen und fragt, wie sich Menschen verhalten (und fühlen), wenn sie sich in solch zeitlichen Zwischenphasen befinden. Wir wählten einen analytischen Zugang, der Warten als überindividuelle Praktik beschreibt: Wenn wir unsere Beobachtungen verdichten, erkennen wir, dass Objekte, Räume, Situationen, Lebensphasen und Einstellungen die Art, wie gewartet wird, entscheidend prägen, und dass sich gerade darin kulturelle Muster des Wartens zeigen. Wir diskutieren und präsentieren diese Muster des Wartens in Wartearten und Warteartefakten.

Dadurch, dass wir eine Vielzahl an Warteartefakten ausstellen, weisen wir auf die Vielzahl an Warteanslässen hin. Mit dem Nebeneinander dieser Artefakte verdeutlichen wir – im Band und in der Ausstellung – die thematische Nähe von Gegenständen, die im Alltag meist

¹³ Billy Ehn/Orvar Löfgren: Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigten. Berkeley 2010, S. 13.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Vgl. Dorothea Schell: Zeit in volkskundlicher Perspektive. Einführung. In: Heinrich L. Cox (Hg.): Zeit in volkskundlicher Perspektive. Bonn 1999/2000, S.7–14, hier S.11.

¹⁶ Ebd.

verschieden kategorisiert, im Haus unterschiedlich platziert sind, deren Nutzung sich meist zeitlich unterscheidet. So umfasst die Ausstellung einerseits Artefakte, die das Warten thematisieren: Populäre Medien etwa, die mit Buchtiteln wie *Der Tod wartet nicht* (Stefanie Baumm), *Warten auf Godot* (Samuel Beckett) oder Liedtexten wie *Der Himmel soll warten* (Sido) oder *Crying, Waiting, Hoping* (The Beatles) einen Hinweis darauf geben, welche Relevanz die zeitliche Zwischenphase – unabhängig von Zeit und Genre – in der Popkultur hat. Andererseits zeigt die Ausstellung Artefakte, die das Warten organisieren: einen Adventskalender, eine Stoppuhr, einen Countdown zur Geburt – eine Vielfalt an Objekten, die Warten sichtbar, erfahrbar, die sie messbar machen. Diese Objekte reflektieren die Einstellung, mit der unsere (westliche) Gesellschaft dem Warten begegnet: Zeit (des Wartens) überblicken, kontrollieren, quantifizieren, um deren Qualität gleichermaßen zu optimieren. Wir möchten die Zeit (des Wartens) überblicken, kontrollieren, quantifizieren, um deren Qualität gleichermaßen zu optimieren.¹⁷ Deshalb essen, telefonieren, chatten, lesen, ja schlafen wir beim Warten und blicken zudem ständig auf die Uhr.

Um diese Wartearten zu untersuchen, wählten wir drei exemplarische Rahmungen für unsere kulturwissenschaftliche Analyse. Alter, Verkehr, Praxis – anhand dieser Rahmungen untersuchten wir Warten als zeitliche Zwischenphase mittels teilnehmender Beobachtungen, Interviews und visuellen Reflexionen. Wir fragten (uns): Wie warten Menschen? Wie empfinden sie das? Wie lässt sich über Warten sprechen? Wie lässt es sich visualisieren? Und wie können wir Warten erklären und deuten? Unsere Beobachtungen verdichteten wir zu Beschreibungen, die wir als exemplarisch betrachten für Situationen und Praktiken des Wartens. Wir diskutieren, wie sich im Warten unsere alltäglichen Ordnungen und Zeitstrukturen zeigen und brechen, und verdeutlichen, dass gerade die zeitliche Zwischenphase viel über unseren Umgang mit Zeit aussagt. Exemplarisch werden hier zwei Arbeiten vorgestellt.

Julia Dornhöfer zeigt mit ihrer Untersuchung *Prolog der Selbstvergewisserung – Warten im Alter*, dass Warten durch Biografie und Persönlichkeit geprägt ist: Aus den Gesprächen mit hochaltrigen Frauen zieht sie den Schluss, dass Art und Einschätzung des Wartens mit den eigenen Erfahrungen zusammenhängt und sich entlang der Lebenslinie verändert. Sprechen Dornhöfers Interviewpartnerinnen über vergangene Wartesituationen, so erweisen die sich als besonders lang, besonders schön, besonders tragisch memoriert und sortiert. Als bedeutsam

¹⁷ Vgl. Benz 2013 (wie Anm. 1), S.19.

empfundene Warteansätze der Gegenwart (und näheren Zukunft) sind häufig darauf ausgerichtet, die im Alter zunehmende Monotonisierung des Alltags zu durchbrechen – allerdings, so betont Dornhöfer, weniger durch neue Erfahrungen, sondern vielmehr durch die Wiederholung von Ereignissen, die sich im Laufe des Lebens bereits als Impulsgeber für emotionale Bewegung erwiesen haben. Durch die argumentative Verknüpfung von Wartesituationen und Lebensgeschichte, gibt Dornhöfer auch Hinweise darauf, wie die sozial konstituierte Kategorie „Alter“ aus der Perspektive alter Menschen hergestellt und gelebt wird.

Auf Null gesetzt – Warten in der ärztlichen Praxis lautet der Titel von Ruth Weians Forschung. Sie spürt Praktiken, Gedanken und Gefühlen im Wartezimmer nach, thematisiert die informellen Regeln, denen das Verhalten in Wartezimmer folgt, und hinterfragt die Wahrnehmung von Räumlichkeit zwischen alltäglichen Aufgaben und Termin bei der Ärztin, beim Arzt. Hierbei steht die spezifische Atmosphäre des ärztlichen Wartezimmers im Mittelpunkt: Dem Wartezimmer, so erkennt Weian, sind spezifische Logiken eingeschrieben, mit denen die Wartenden konfrontiert werden. Zentral hierfür ist das Auflösen alltäglicher Ordnungen: Verhaltensregeln und -muster verändern sich im Wartezimmer. Grüßen, Flüstern, Lesen erweisen sich als zentrale und gleichermaßen irritierende Praktiken, die das Wartezimmer vorzugeben scheint. Der Aufenthalt dort wird, anders als in anderen Situationen des Alltags, nicht von Tätigkeiten, sondern von der Zeit bestimmt. Die Taktiken, wie die Wartenden mit dieser Zeit im spezifischen räumlichen Kontext umgehen, sind entscheidend dafür, ob die Wartezeit als angenehm oder unangenehm empfunden wird. Weian betrachtet das Wartezimmer als Raum des Übergangs, das Warten dort als Störmoment im Alltagsfluss, das verschiedentlich genutzt und gedeutet wird.

Die Präsentation dieser ethnografischen Arbeiten bildet den Kern der Ausstellung *WarteArt*: Mittels szenischer Darstellungen, anhand von Objekten, Videos, Fotos, Audiocollagen und Texten möchten wir unsere Forschung kommunizieren, das Unterschiedliche und Gemeinsame des Wartens miteinander in Bezug setzen und Warten in seiner allgemeinen Erfahrbarkeit präsentieren. Worin unterscheiden, worin gleichen sich Situationen des Wartens? Wie verhalten sich Wartende, wie deuten sie ihre Einstellungen und Verhaltensweisen? Und inwiefern können wir daraus schließen, welche Relevanz Zeit gegenwärtig hat, wie sie organisiert und gedeutet wird? Wir befinden: Die Zeit ist reif für eine kulturwissenschaftliche Analyse der Zeit!

Julia Dornhöfer

Prolog der Selbstvergewisserung – Warten im Alter

Träges Vormittagslicht liegt im Flur des Seniorenwohnheims. Es riecht nach Großküche und Hygienemitteln. Frau Pfeifer wartet in einer Rollstuhlkolonne vor dem Aufzug. In den Lift passen nur vier Rollstühle, die Bewohnerinnen und Bewohner können erst nach und nach auf ihre Stationen gebracht werden. Manche wollen statt auf ihr Zimmer lieber direkt in den Speisesaal. Gleich – in einer Dreiviertelstunde – gibt es Mittagessen. Zur selben Zeit steht Frau Wagner bei sich zuhause in der Küche. Sie ist mit Kochen an der Reihe. Seit ihre Cousine in die Wohnung unter ihr gezogen ist, essen die beiden alleinstehenden Frauen jeden Mittag zusammen, oft auch am Abend. An einer Wand im Wohnzimmer hängen Fotos von Verwandten, trotzdem liegt Einsamkeit in den Räumen.

Zwei Lebenssituationen im Alter – dieselbe Frage: „Worauf warten Sie?“ Frau Pfeifer blinzelt auf dem Gemeinschaftsbalkon in die Sonne, Frau Wagner trocknet Geschirr ab. „Ich erwarte nichts“, höre ich zweimal. Und dann reise ich plötzlich in den Jahren zurück zu Krieg, Kindern, Tiefschlägen und einzigartigen Glücksmomenten. Die Erkundung des Wartens im Alter beginnt in der Vergangenheit.



Flur in einem Pflegewohnheim.

Dabei sieht es doch so aus, als gäbe es für alte Menschen im Hier und Jetzt genug, worauf sie warten müssen. Bedeutet Warten etwas anderes für sie? Warten alte Menschen anders? Meiner

Studie liegt eine kulturwissenschaftliche Perspektive zugrunde, die übergeordnet danach fragt, durch welche Handlungen und Einstellungen Lebenswirklichkeiten entstehen. Warten und Alter stellen zwei Ausschnitte der Alltagswelt dar, die sowohl auf der individuellen als auch der gesellschaftlichen Ebene verhandelt werden. Warten und Altsein verstehe ich dabei als Praktiken, die eingebettet in eine bestimmte Kultur und historische Epoche ausgeübt werden und veränderbar sind. Doch bedingen sie sich auch gegenseitig? Inwiefern gibt es einen Zusammenhang zwischen Praktiken des Wartens und der Ausgestaltung der Lebensphase Alter? Um Antworten darauf zu finden, ob es ein altersspezifisches Warten gibt, habe ich über mehrere Tage Beobachtungen und Gespräche in einem Seniorenwohnheim durchgeführt sowie narrative und leitfadengestützte Interviews mit drei Frauen. Frau Frieda Pfeifer (78) lebt im Pflegeheim, Frau Gertraud Wagner (89) und Frau Hilde Kieser (85) leben in ihren eigenen Wohnungen.¹⁸

Mittagessen nach Kriegsende

Wie wir Wartesituationen begegnen, ist eng mit unserem Zeitbewusstsein verbunden. Beides wird erfahren und erlernt. Weder Zeitbewusstsein noch Warten sind naturgegeben, auch wenn es sich manchmal so anfühlen mag. Der Soziologe Norbert Elias machte die wundersame Beobachtung, dass Zeit im Prozess der Sozialisation erlernt wird, wobei das gesellschaftlich vermittelte Zeitbewusstsein so tief verinnerlicht wird, dass es später als ganz selbstverständlich, als natürlich erscheint:

„Ein Kind, das in einer hoch zeitregulierten und industriellen Staatsgesellschaft des 20. Jahrhunderts aufwächst, braucht sieben bis neun Jahre, um ‚die Zeit zu lernen‘, d.h. um das komplizierte Symbolsystem der Uhren und Kalender exakt zu lesen und zu verstehen und um sein eigenes Fühlen und Verhalten entsprechend zu regulieren. Wenn sie aber diesen Lernprozeß hinter sich gebracht haben, scheinen die Mitglieder solcher Gesellschaften zu vergessen, daß sie die ‚Zeit‘ lernen mußten.“¹⁹

Dass die gesellschaftliche Verhandlung von Zeit historisch bedingt ist, machen die schwedischen Ethnologen Billy Ehn und Ovar Löfgren in ihrem Werk *Nichtstun – eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen* (2010) deutlich.²⁰ Sie zeigen beispielsweise einen Zusam-

¹⁸ Die Namen der Interviewpartnerinnen wurden anonymisiert.

¹⁹ Norbert Elias: *Über die Zeit*. Frankfurt a.M. 1994, S. 120.

²⁰ Billy Ehn/Ovar Löfgren: *Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen*. Berkeley 2010.

menhang auf zwischen der Fähigkeit, warten zu können, und dem Selbstverständnis des entstehenden Bürgertums im 19. Jahrhundert. Dieses nutzte die Selbstdisziplin als eine Eigenschaft, um sich von einer „dekadenten Aristokratie“ abzugrenzen. Geduld wurde zu einer zentralen Tugend in der Lebenswelt des Bürgertums.²¹ Heute scheint die Geduld eher wieder auf dem Rückzug zu sein. Unser Umgang mit Zeit – und davon abgeleitet mit Warten – wird also innerhalb eines gesellschaftlichen und historischen Rahmens erfahren und erlernt, in dem bestimmte Vorstellungen über Zeit, Zeitnutzung, Werte und Handlungsweisen vorherrschen. Beides unterliegt einer Transformation. Doch hinzukommt eine ganz individuelle Prägung. In jede Biografie ist eine Biografie des Wartens eingeschrieben.

Frau Wagner fällt es beim Interview schwer, Wartesituationen aus ihrem gegenwärtigen Alltag zu benennen. Beim Blick in die Vergangenheit sieht sie das Warten – wie auch die anderen Gesprächspartnerinnen – sehr viel deutlicher. Die erste Verbindung, die sie zum Warten herstellt, ist der Krieg, den sie als junges Mädchen miterlebt hat: „Also ma hat sehr drauf gewartet, dass der Krieg zu Ende geht. Und ma hat gehofft, aber das war auch mehr ein Warten, dass zum Beispiel mein Bruder, dass der nicht im Krieg fällt.“ Eine weitere Wartesituation, die sie aus ihrem Leben benennt, betrifft die Wohnsituation von Frau Wagner: Sie war eine der ersten Physiotherapeutinnen in ihrer Heimatstadt und hatte sogar eine eigene Praxis. Bis heute lebt sie in ihrem Elternhaus, aber auf ein eigenes Zimmer habe sie sehr lange gewartet. In der Nachkriegszeit mussten freie Räume vermietet werden, danach zogen Verwandte ein, am Ende hat Frau Wagner ihre demente Mutter gepflegt und mit ihr in einem Zimmer gewohnt. Sie war über fünfzig, als ihre Mutter starb und sie zum ersten Mal allein ein Zimmer bewohnte. Die geschilderten Warte-Erfahrungen haben für Frau Wagner Standards gesetzt. Wartesituationen aus dem gegenwärtigen Alltag wie das Warten auf den Bus, beim Arzt oder bei einer Verabredung treten bei der Beschreibung, was ihr Verständnis von Warten ist, in den Hintergrund.

Auch Frau Kieser nennt zunächst keine alltäglichen Wartesituationen, sondern eine Frage, auf deren Auflösung sie ihr ganzes Leben gewartet hat: Sie leidet bis heute darunter, dass sie nicht weiß, wer ihr leiblicher Vater war. Die Menschen, die es wissen könnten, sind mittlerweile verstorben.

²¹ Ebd., S. 46.

Frau Pfeifer drückt es explizit aus, dass sie Wartesituationen klar nach Relevanz unterscheidet. Sie hat fünf Kinder geboren und „nebenbei“ sehr erfolgreich ein Hotel mit Restaurant geführt. Viel Arbeit sei das gewesen, 18 Stunden am Tag waren normal. Mit 50 bekam sie einen Schlaganfall. Bis heute kann sie ihre linke Körperhälfte nur sehr eingeschränkt bewegen, weswegen sie im Rollstuhl sitzt. Worauf wartet Frau Pfeifer?

„Soll ich jetzt sagen, ich wart aufs Mittagessen, ha ha ha?! [...] Ich war so viel in Krankenhäusern [...] und dann hätt die Leut halt immer gesagt, wie geht's ihr, solle ma sie besuche? Und dann hab ich immer gesagt, sie solle warte, bis ich wieder besser stabil bin. [...] Also Warten in dem Sinn, ja.“

Warten wird von den Akteurinnen nicht immer gleich bewertet. Durch ihre Biografien haben die jeweiligen Einstellungen zum Warten eine ganz persönliche Prägung erhalten. Kriegsende, ein eigenes Zimmer, Antworten über die familiäre Herkunft, Heilung – biografische Wartekontexte wie diese haben für die Akteurinnen signifikante Relationen bei der Bewertung von Wartesituationen gesetzt.

Morgens immer Obststeller

Warten wird häufig als eine Unterbrechung im Handlungsfluss beschrieben.²² Im schlimmsten Fall wird die persönliche Zeitplanung komplett über den Haufen geworfen. Warten ist mit Stress und Ärger verbunden und wird umso intensiver erlebt, je vehementer die Emotionen hochschlagen. Doch das ist nur eine Ausprägung von Warten, denn ans Warten kann man sich scheinbar auch gewöhnen. Das hängt unter anderem mit der Art und Weise zusammen, wie bestimmte Handlungsabläufe organisiert sind.

Gesellschaftliche „Zeit-Vereinbarungen“ helfen Gesellschaften, das Handeln der einzelnen Mitglieder zu koordinieren. Zeit wird innerhalb diesen gesellschaftlichen Übereinkünften zum Beispiel mit Hilfe von Messinstrumenten wie Uhren und Kalendern allgemein nachvollziehbar gemacht und strukturiert.²³ Darüber hinaus wird Zeit durch Tätigkeiten strukturiert. Handlungen zerteilen den Zeitfluss im Bewusstsein in sinnhafte Abschnitte. Welche Handlungen das im Alltag sind, ist unter anderem von verschiedenen, sich verändernden Faktoren abhängig. So ist beispielsweise ein Tag in der Lebensmitte für viele Menschen rund um die Faktoren Beruf und

²² Vgl. Heinz Schilling: Zeitlose Ziele. Versuch über das lange Warten. In: Heinz Schilling (Hg.): Welche Farbe hat die Zeit? Recherchen zu einer Anthropologie des Wartens. Frankfurt a.M. 2002, S. 245-310, hier S. 248.

²³ Vgl. Elias 1994, S. 121.

Familie organisiert, die bestimmte Handlungseinheiten erfordern. Im hohen Alter fallen diese Faktoren weg. Sofern der Alltag noch selbst bestimmt werden kann und nicht etwa Pflegebedürftigkeit als neuer gewichtiger Faktor hinzukommt, wird die zeitliche Struktur dann häufig über „kleine Alltäglichkeiten“ und feste Termine erzeugt. Wie etwa bei Frau Kieser. Sie lebt alleine in einer kleinen Wohnung. Ihr täglicher Rhythmus, vor allem am Morgen, ist ihr sehr wichtig:

„Zuerst hole ich die Zeitung, dann richte ich mir meinen Obstteller und mach mir Kaffee. Ich ess nur Obst morgens. [...] Und dann, jeden Morgen, wenn ich mit meinem Obstteller fertig bin, dann telefoniere ich eine halbe Stunde mit meiner Tochter.“

Auch ihr Wochenverlauf ist klar strukturiert: „Mein Kalender ist immer voll“, sagt sie. An bestimmten Tagen besucht sie die Gymnastikgruppe oder andere Angebote im Seniorenzentrum. Jeden Mittwoch geht sie ins Thermalbad. Das Wochenende ist für Treffen mit ihren Wanderfreunden reserviert. Bei Frau Wagner übernehmen die gemeinsamen Mahlzeiten mit der Cousine eine strukturierende Funktion. Die festgelegten, sich wiederholenden Handlungsmuster bilden die Zeit ordnende Routinen im Leben der Frauen.



Besucherbereich im Heim.

Rituale und Routinen übernehmen eine wichtige Funktion bei der Strukturierung der Zeit im Alter. Imke Wangerin macht in der Feldstudie *alt sein – entwerfen, erfahren. Ethnografische*

Erkundungen in Lebenswelten alter Menschen (2005) die Wichtigkeit von Ritualen und Routinen im Alter daran fest, dass sie zum einen von institutioneller Seite an ältere Menschen herangetragen, zum anderen aber von vielen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern selbst gesucht oder bewusst selbst geschaffen würden.²⁴ Der Grund dafür ist jedoch nicht nur der Mangel an anderen zeitstrukturierenden Faktoren: Routinen und Rituale bieten Schutz und Sicherheit in einer sich verändernden Umwelt. „Zu ihrer Zeit“ konnten die Akteure den meisten Alltagssituationen souverän begegnen, weil sie sich das erforderliche Wissen angeeignet hatten. *So* bediene ich die Ölheizung, *so* stelle ich ein Telefonat über die Vermittlung her, *so* gehe ich mit Eltern und Kindern um. *So* macht man das halt. Doch je weiter das Leben fortschreitet, desto häufiger stößt das erworbene Alltagswissen an die Grenzen seiner Anwendbarkeit. Neues Wissen ist gefragt. Statt Öl gibt es heute Fernwärme, Telefonieren geht über Handy und Kinder sind plötzlich ein Projekt, obwohl sie doch früher einfach da waren. Die Kluft zwischen den Anforderungen, die die gegenwärtige Welt stellt, und dem eigenem Wissensvorrat wird immer größer und erzeugt ein Gefühl der Distanz und vor allem der Unsicherheit. Die Unsicherheit wird häufig noch durch zunehmende körperliche Beeinträchtigungen verstärkt. Neues, das Ungeplante, beinhaltet Unvorhersehbares und wird schneller als früher als existentielle Bedrohung empfunden.

Routinen und Rituale bewahren vorhandenes Wissen und schützen. Sie helfen, Vertrautes zu erhalten, minimieren die Risiken einer Bedrohung durch Vorausschaubarkeit und gewährleisten dadurch einen eigenständigen Aktionsradius in der Welt. Friedemann Schmoll, unter dessen Leitung ein kulturwissenschaftliches, ethnografisches Studienprojekt zum Alter durchgeführt wurde, kommt zu dem Schluss, dass Alter als eine Lebensphase erscheine, „in der durch ritualisiertes Handeln, Inszenierungen des Ichs und Lebensrückblicke existentielle Bedrohungen unter Kontrolle gebracht werden.“²⁵

Aber das feste Schema erweist sich als ambivalent. Wiederholungen werden zu Gewohnheiten, die im Gedächtnis nur blasse Spuren hinterlassen. Aus der Außenperspektive mögen sich alte

²⁴ Vgl. Imke Wangerin: Routine und Rituale. In: Stefan Beck (Hg.): *alt sein – entwerfen, erfahren*. Ethnographische Erkundungen in Lebenswelten alter Menschen. Berlin 2005, S. 129-130, hier S. 129.

²⁵ Friedemann Schmoll: *Ethnographien des Alters*. Einführung in ein Studienprojekt. In: Friedemann Schmoll (Hg.): *Grauzone*. Ethnographische Variationen über die letzten Lebensabschnitte. Tübingen 2002, S. 6-15, hier S. 14.

Menschen täglich in verschiedenen Wartesituationen befinden. Doch viele dieser Wartesituationen wie das Warten auf den Anruf der Tochter am Morgen, auf den Besuch des Sohnes am Mittwoch, auf den Aufzug mehrmals am Tag sind in routinierte Abläufe integriert – und werden so selbst zu Routinen. Routinen zeichnen sich dadurch aus, dass sie unbewusst, sozusagen „automatisch“ ausgeführt werden, mit möglichst geringer kognitiver Investition. Warten als Gewohnheit erfordert keine große Auseinandersetzung. Routiniertes Warten wird kaum wahrgenommen und ist daher nicht unmittelbar erinnerbar.²⁶ Mit einer zunehmenden Routinisierung des Alltags wird auch das Warten immer routinierter. Ein weiteres Merkmal altersspezifischen Wartens könnte die zunehmende Gewöhnung daran sein.

Nochmal den Sternenhimmel sehen

Am Ende des Gesprächs fällt Frau Wagner doch noch etwas ein, auf das sie in der Gegenwart wartet: Als sie ein Kind war, betrieb ihre Familie eine Gärtnerei. Das Grundstück um das Elternhaus, in dem sie heute noch wohnt, war viel größer, das ganze Viertel war weniger bebaut. Und wenn sie am späten Abend mit ihrer Mutter zum Gewächshaus ging, hat sie immer den großen Sternenhimmel bewundert. Heute ist der nicht mehr so zu sehen, es gibt zu viel Licht. Aber bei einer Reise in die Berge war es noch einmal dasselbe: „Oh, da hab ich manchmal noch die Hoffnung – jetzt fällt mir doch noch was ein – einmal will ich noch, bei Nacht [...] mal einen Sternenhimmel so ganz ohne äußere Einschränkung [sehen].“ Ihr heutiges Warten ist ein Wunsch, eine Hoffnung darauf, noch einmal dieses intensive Glück zu spüren.

Warten im Alter ist anscheinend mit dem Bedürfnis nach einer Reaktivierung von Gefühlszuständen verbunden. Reaktivierung verweist darauf, dass die Bezugspunkte auch hier wieder in der persönlichen Biografie liegen. So wartet Frau Wagner nicht auf *irgendein* Glück, sie will das Glück unterm Sternenhimmel. Es geht um das Wiederhervorholen von im wahrsten Sinne des Wortes Erfahrungsschätzen. Diese Erfahrungsschätze wurden vorrangig in der Vergangenheit gesammelt und zwar in bestimmten Situationen und Lebensbereichen. Von den Interviewpartnerinnen, die an dem Projekt teilnahmen, wurden zum Beispiel durchgehend Familie

²⁶ Vgl. Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a.M. 2004, S. 57.

(Kinder, Ehepartner, Eltern) und Reisen als Rahmen genannt, innerhalb derer persönliche Erfahrungsschätze erworben wurden. Warten im Alter ist häufig auf diese Rahmen ausgerichtet. Es stellt eine Art Einleitung, einen Prolog zur Remanifestation persönlicher Erlebenswelten aus einer aktiveren Lebensphase dar. Das Warten ist einem Akt der Vergegenwärtigung des Ichs vorgeschaltet.²⁷

Für Frau Pfeifer ist die eigene Vergegenwärtigung so wichtig, dass sie sie zu einem täglichen Programmpunkt gemacht hat. Sie hat ihren Weg dazu gefunden: In der Ruhepause zwischen Nachmittagsprogramm und Abendessen zieht sie sich zurück und macht ganz bewusst eine Gedankenreise durch ihren Körper und zu allen Seelen, die schon „in der Ewigen Heimat“ sind.

Monogramme im (Lebens)Zeitgewebe

Die aufgezeigten Korrelationen von Warten und Lebensalter liefern nicht nur Anhaltspunkte dafür, dass es ein altersspezifisches Warten gibt, sondern geben auch Hinweise darauf, wie Altsein in unserer Gesellschaft gelebt wird. Alter lässt sich nicht definieren. Das Wort mag zwar bestimmte Bilder evozieren wie vom Alter geprägte Gesichter, Körperhaltungen, gewisse Kleidungsstile und Verhaltensweisen. Doch die Bezeichnung „alt“ bedeutet je nach Kontext Verschiedenes und ist daher nicht absolut, sondern relativ. Als sozial hergestellte Kategorie dient „Alter“ unter anderem dazu, die Gesellschaft zu strukturieren und durch die Einsortierung eines Individuums in eine Gruppe Annahmen, Erwartungen und Befürchtungen in Bezug auf die Interaktion zu treffen. Die Wissenssoziologen Berger und Luckmann sprechen in diesem Zusammenhang von schablonenartigen Typisierungen, die bei Interaktionen angewendet werden und „mit deren Hilfe ich den Anderen erfassen und behandeln kann.“²⁸

Doch wie so oft zeigt sich auch beim Alter, dass die Typisierung zu kurz greift. Denn selbst wenn man – wie von der aktuellen Altersforschung vorgeschlagen – nach kalendarischem, bi-

²⁷ Vgl. Irmhild Saake zu Wilhelm Mader, dem nach die Biografie im Leben alter Menschen, die desintegrativen Tendenzen ausgesetzt sind, an die Stelle von fehlenden sinnstiftenden Mittelpunkten tritt. Irmhild Saake: Theorien über das Alter. Perspektiven einer konstruktivistischen Altersforschung. Studien zur Sozialwissenschaft Bd. 192, Opladen/Wiesbaden 1998, S. 211.

²⁸ Vgl. Berger/Luckmann 2004, S. 43.

ologischem, sozialem und persönlichem Alter differenziert, fasst die Bezeichnung „alt“ Menschen zusammen, die sich auf vielfältige Weise unterscheiden: zum Beispiel in ihrer gesundheitlichen Verfassung, in ihren finanziellen Möglichkeiten und in ihren Lebensläufen.²⁹

Alter ist kein starres Konstrukt, sondern wie das Warten ein Prozess, der von Menschen gestaltet wird. Wie das aus Sicht der Akteure geschieht, lässt sich ansatzweise auch bei der Untersuchung der Wartekontexte von alten Menschen beobachten. Hierbei hat sich gezeigt, dass die biografische Aufarbeitung eine zentrale Rolle bei der Herstellung von Alter spielt. Die starke Präsenz der eigenen Lebensgeschichte in den Gesprächen übers Warten deutet als Bedürfnis, sich der eigenen Person zu versichern, wenn die Anschlussfähigkeit an die Gesellschaft abnimmt, die sonst einen großen Anteil an der Selbstvergewisserung eines Menschen hat. In der Folge konstituiert sich die eigene Persönlichkeit immer mehr aus der Autoperspektive heraus. So werden Warteansätze in der Gegenwart häufig dann als relevant eingestuft, wenn sie mit der Möglichkeit verbunden sind, jene Konturen der eigenen Persönlichkeit nachzuzeichnen, die als bedeutsam empfunden werden. Warten im Alter erscheint somit auch als ein Warten auf sich selbst.

²⁹ Vgl. Saake 1998, S. 215.

Ruth Weiland

„Auf Null gesetzt“ – Warten in der Arztpraxis

Als ich den Raum betrete, versuche ich, den Blicken der anderen Menschen auszuweichen. Leise murmele ich „guten Tag“ in die Runde und setze mich auf einen Eckstuhl. Hier kann ich Platz nehmen ohne mich direkt neben eine andere Person zu setzen. Es riecht nach Desinfektionsmittel, Menschen und den Käsebröten der Familie neben mir. Einige blättern in den Zeitschriften, die dafür auf den Tischen herumliegen oder in den dafür vorgesehenen Halterungen stecken. Kaum jemand unterhält sich. Nur ein Paar bespricht etwas scheinbar Dringendes. Da sie aber flüstern, kann ich sie kaum hören. Am hinteren Ende des Raumes befindet sich eine Spielecke mit großen Stoffklötzen und einigen Holzpuzzles. Dort hüpfen drei Kinder herum, unbeeindruckt von der beklemmenden Stimmung im restlichen Raum. Als sie zu ihren Eltern laufen, die gegenüber von mir sitzen, heben ein paar Menschen die Blicke. Ein älterer Mann lächelt den Kindern zu. Ich bin im Wartezimmer der orthopädischen Praxis der Uniklinik und ziemlich froh, dass ich hier nicht wirklich auf einen Termin warten muss so wie die anderen, sondern nur hier bin, um mir Notizen über die Atmosphäre im Wartezimmer zu machen. Meine Studie „Auf Null gesetzt“ beschäftigt sich mit der Frage, wie sich die Atmosphäre in Wartezimmern konstituiert.³⁰ Die Basis hierfür bilden Beobachtungen in ärztlichen Praxen und fünf leitfadensorientierte Interviews, die ich 2016 mit Wartenden und einer Arzthelferin geführt habe.³¹ An dieser Stelle diskutiere ich einen zentralen Aspekt meines Projektergebnisses, die Atmosphäre in ärztlichen Wartezimmern, indem ich danach frage, wie sie sich bedingt und wie sie von den Wartenden empfunden wird.

Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive ist ein Raum niemals nur eine Projektionsfläche, auf der sich Geschehnisse abspielen. Er entsteht durch das Ineinandergreifen von materieller bzw. architektonischer Umgebung, Abbildungen, Vorstellungen, historisch gewachsenen Deutungen und durch die Handlungen und Beziehungen zwischen Menschen und Dingen.³² Raum ist dynamisch und wandelbar, er wird erst durch soziale Interaktion – also durch unser Verhalten und unsere Handlungen – hergestellt. Diesem Ansatz folgend ist die Atmosphäre im

³⁰ Ein weiterer Teil des Projektes, der sich mit den Wartetaktiken der Menschen im ärztlichen Wartezimmer beschäftigt, war in der Ausstellung „WarteArt“ als Film zu sehen.

³¹ Im Folgenden wurden die Namen der Gesprächspartnerinnen und -partner anonymisiert.

³² Vgl. exempl. Johanna Rolshoven: Zwischen den Dingen: der Raum. Das dynamische Raumverständnis der empirischen Kulturwissenschaft. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108 (2012), S. 156–169.

Wartezimmer nicht einfach vorhanden, sondern entsteht durch die Gegenstände, die sich in ihm befinden, durch die Regeln, die für die Interaktion zwischen den Wartenden gelten, und durch die Gefühle und Vorstellungen, die diese haben, wenn sie sich in ihm befinden. Um der spezifischen Atmosphäre des Wartezimmers auf die Spur zu kommen, müssen wir uns mit diesen Eckpunkten beschäftigen.

1. Die Stille abgegriffener Zeitschriften

„Diese Plastikstühle und dann riechts immer so komisch mit diesem Linoleumboden und [...] da sitzt man einfach nicht gerne. Es ist einfach nicht schön, ne, ich find`s nicht angenehm [...]. Ja klar, was brauchen Leute um sich wohlzufühlen? Also ich brauche irgendwie das Gefühl, dass das was ist, wo ich gerne lange Zeit drin verbringen darf und dass ich nicht abgestellt werde, abgefertigt werde.“

An dieser Aussage der jungen Mutter Anna Buchholz (30) über die Praxis ihres Arztes zeigt sich ein zentrales Merkmal von hausärztlichen Wartezimmern: Diese Räume sind keine Orte, an denen sich Menschen wohlfühlen bzw. wohlfühlen sollen. Sie sind Schleusen zwischen der „Außenwelt“ und dem Behandlungszimmer und dieser Funktion ist auch ihr Interieur unterworfen: Die Stühle stehen eng beieinander, es liegen Zeitschriften auf dem Tisch, „irgendwelche Schmierbilder“, so die Verkäuferin Andrea Anderson (52), hängen an den Wänden und manchmal fällt kein Tageslicht herein. Die Einrichtung in Wartezimmern ist oft durchschnittlich, funktional und unpersönlich. Auch die Farbgebung des Raumes fügt sich der Beschreibung meiner Gesprächspartnerinnen und -partnern: „Das Schlimmste ist natürlich, wenn alles weiß gestrichen ist [...]. Wär mal was so rot und blau, das wär mal was, dann würds den Menschen auch nicht so langweilig“, stellt der Frührentner Peter Becker (59) fest. Dieses Empfinden ist gewiss sehr subjektiv, es ist das der Menschen, mit denen ich mich unterhalten habe, wobei es auch Gegenpositionen und andere Arten von Wartezimmern gibt: Jenes der Privatpraxis etwa, in der die Arzthelferin Franziska Ressel (28) arbeitet, empfindet sie als weitläufig und hell: „Wir haben drei Lampen im Wartezimmer, dass es schön hell ist und nicht so düster, dann haben wir ne Pflanze drin, dass es einfach ein bisschen nach Wohnzimmer aussieht.“

Der Philosoph Gernot Böhme beschreibt Atmosphäre als das, „was in leiblicher Anwesenheit bei Menschen und Dingen bzw. in Räumen erfahren wird“³³. Dementsprechend wirkt sich die eben beschriebene Materialität auf die empfundene Atmosphäre des Wartezimmers

³³ Gernot Böhme: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Berlin⁷ 2013, S. 30.

aus. Doch erklärt die unpersönliche Einrichtung allein noch nicht ausreichend die unangenehme Stimmung, die die Gesprächspartnerinnen und -partner erstaunlich einheitlich mit Wartezimmern verbinden. Auch die Tatsache, dass das Wartezimmer von gewissen informellen Interaktionsregeln, die einem *common sense* unterliegen, der allen Wartenden klar zu sein scheint, bestimmt wird, trägt zu dieser Empfindung bei:

„Ich kann nicht, keine Ahnung, Posaune üben, das ist wahrscheinlich nicht akzeptiert gesellschaftlich. [...] Es wäre angenehmer, wenn diese Stille nicht so drückt, weil ich wäre nicht diejenige, die sie füllen wollte mitreden. Glaub, da gibt es oft Leute, die da so Hemmungen haben [...], die flüstern dann. So was ist eigentlich total absurd, weil man ja nicht leise sein muss, ich mein, man kann, ja. Man möchte auch nicht stören irgendwie. Aber wen würde man stören? [...] Das ist eher so ne ganz unangenehme Stille.“

Die hier von Anna Buchholz beschriebene Stille im Wartezimmer wurde auch in anderen Gesprächen thematisiert. Andrea Anderson spricht beispielsweise von einem Moment, in dem sie sich gerne unterhalten würde, aber dann merkt, dass alle um sie herum still sind. Die Ärztlerin Franziska Ressel versucht immer mal wieder, die Stimmung im Wartezimmer aufzulockern, indem sie die Wartenden auf Geschehnisse auf der Straße hinweist, und die Rentnerin Helga Grün (73) stellt fest: „Da hat man schon irgendwie ein Gefühl wie: ‚Herrje, das ist wie in einer Totenhalle, sowas von unangenehm!‘ Aber ich mag diese Atmosphäre nicht“. „Nicht-Reden“ bzw. „Flüstern“ sind Verhaltensregeln, die nicht festgeschrieben sind, aber in Wartezimmern Gültigkeit zu haben scheinen. Menschen besitzen ein implizites Wissen darüber, wie sie sich im Wartezimmer zu verhalten haben. Doch dieses Verhalten steht im Gegensatz zu den Interaktionsregeln an anderen Orten und führt zu Verunsicherung und, resultierend aus einer hohen sozialen Kontrolle, der Angst vor Fehlverhalten:

„Also, man kommt rein und dann ist ja schon die große Frage: ‚Muss ich jetzt ‚Guten Tag‘ sagen oder nicht?‘ Und ich mach`s meistens einfach nicht. Also eigentlich ist es erwartet [...], aber andererseits stört man dann schon wieder die gespenstische Stille, die da ist, und das ist so, wo ich mich permanent frage, was grade eigentlich gesellschaftlich von mir erwartet wird.“

An diesem Zitat von Anna Buchholz zeigt sich die Destabilisierung sozialer Ordnung. Im ärztlichen Wartezimmer führen ritualisierte Handlungen wie die Begrüßung, die außerhalb des Wartezimmers unhinterfragt benutzt werden und den Alltag in gewisser Weise strukturieren, plötzlich zu Verunsicherung. Das Aufbrechen sozialer Ordnungen und die dadurch verursachte

Unsicherheit der Menschen, die sich in diesem Zustand befinden, beschrieb der Symbolforscher Victor Turner als ein Merkmal der Liminalität, des Schwellenzustands in Übergangssituationen. „Schwellenwesen [in diesem Fall die Wartenden, R.W.] sind weder hier noch da; sie sind weder das eine noch das andere, sondern befinden sich zwischen den vom Gesetz, der Tradition, der Konvention und dem Zeremonial fixierten Position.“³⁴ Die Zeit im Wartezimmer fällt ein Stück weit aus dem Alltag heraus, sie wird von einer, durch räumliche Gegebenheiten, Stille, soziale Kontrolle und die Verunsicherung über die eigene Rolle bedingten Atmosphäre bestimmt. Menschen befinden sich hier in einer Übergangssituation, die sie vor besondere Herausforderungen stellt.³⁵ Die Menschen wollen niemanden stören, niemandem zu nahe treten, bleiben lieber unsichtbar und haben Angst vor den strafenden Blicken der Anderen. Führten die Befragten dennoch Unterhaltungen im Wartezimmer, funktionierte das nur auf der Basis, des „man sieht sich einmal und sieht sich nie wieder“, wie Helga Grün beobachtet.

Atmosphären sind an Räume gekoppelt.³⁶ Mit dem kulturwissenschaftlichen Konzept des Raumes verbunden, bedingen sie sich aus dem gebauten Raum (Einrichtung, Gestaltung des Wartezimmers), dem Raum der Repräsentationen (Vorstellungen, was ein Wartezimmer sei und auch wie man sich darin zu verhalten habe (*common sense* der Verhaltensregeln) und dem erlebten Raum (Handlungen, Interaktionen und Gefühle der Wartenden). Ein zentrales Element des Wartezimmers, das sich in allen Teilaspekten meiner Studie widerspiegelt, ist die Nivellierung von allem Persönlichen, was sich in allen Raumdimensionen widerspiegelt. Anonymität bildet die Basis für die unangenehme Atmosphäre,³⁷ die die Wartenden in der Arztpraxis empfinden. Doch worauf gründet sie sich?

2. Die Anonymität des Durchgangszimmers

Eine der Hauptaufgaben der Arzthelferin Franziska Ressel ist es, die Wartezeiten in der Praxis so kurz wie möglich zu halten: „Wir gucken sehr darauf, dass die Leute bei uns wenig warten müssen, also zur Blutabnahme müssen sie höchstens 10 Minuten warten.“ Der Aufenthalt im

³⁴ Victor Turner: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt a. M. 2005, S. 95.

³⁵ Zu Wartezeiten als „Schwellenphase“ siehe auch Heinz Schilling (Hg.): Welche Farbe hat die Zeit? Recherchen zu einer Anthropologie des Wartens. Frankfurt a. M. 2002, S. 245-310, hier S. 249.

³⁶ Vgl. Böhme 2013 (wie Anm. 4), S. 29.

³⁷ Mit Victor Turner könnte man hier von einer „counmunitas“ sprechen, die sich, im Gegensatz zu den meisten anderen Beispielen aus der Ritualtheorie, durch Anonymität auszeichnet. Hierzu vgl. Turner 2005 (wie Anm. 5), S. 96 und 128 ff.

Wartezimmer soll nicht den Hauptteil des Arztbesuches ausmachen. Vielmehr ist es ein Durchgangszimmer zwischen Alltag und der Behandlung.

Der Ethnologe Marc Augé entwickelte 1992 das Konzept der *Nicht-Orte*. Nicht-Orte – hier darf man sich von der Terminologie nicht verwirren lassen – sind Räume, das heißt auch sie unterliegen einer Prozesshaftigkeit und entstehen durch das Zusammenwirken von Umwelt, Vorstellungen und Handlungen, dennoch besitzt der Nicht-Ort keine Identität. Menschen identifizieren sich nicht mit ihm. Vielmehr ist der Nicht-Ort ein Raum des Übergangs, gekennzeichnet durch seine Ausrichtung auf einen bestimmten Zweck, durch die Normen für die Benutzung dieses Raumes und dadurch, dass sich die Benutzenden des Nicht-Ortes in einem Vertragsverhältnis mit ihm befinden.³⁸ Bezieht sich Augé in seiner Theorie vornehmlich auf Transitorte wie Flughäfen, Autobahnen, Flüchtlingsunterkünfte oder Supermärkte, so lässt sich sein Konzept auch auf das Wartezimmer übertragen, wenn dieses nicht sogar den Nicht-Ort *par excellence* darstellt.³⁹

Der Zweck, auf den ein Wartezimmer in einer Arztpraxis ausgerichtet ist, liegt auf der Hand: Um eine medizinische Behandlung zu erlangen, müssen Patientinnen und Patienten erst im Wartezimmer Platz nehmen. Die Verbote – im Sinne Augés – äußern sich in den Regeln des Schweigens und Unsichtbarmachens. Der Zugang zum Wartezimmer bzw. zu den Behandlungsräumen unterliegt einem Selektionsmechanismus: Nur mit gültiger Krankenversicherung, Überweisungsschein und/oder Termin ist es möglich, untersucht zu werden. Der Zeit im Wartezimmer geht also immer ein Vertragsverhältnis voraus. „Der Vertrag hat stets Bezug zur individuellen Identität dessen, der ihn eingeht“⁴⁰, formuliert Augé, und so müssen sich Patientinnen und Patienten an der Anmeldung vorstellen, ihre Daten und Krankheiten offenlegen, um ins Wartezimmer zu gelangen. In Nicht-Orten gewinnt man seine Anonymität also erst, nachdem man seine Identität unter Beweis gestellt hat.⁴¹ Einmal in den Nicht-Ort gelangt, wird er von Anonymität bzw. „geteilter Identität“⁴² bestimmt, die, nach Augé, eine Zeitlang von den

³⁸ Vgl. Marc Augé: *Nicht-Orte*. München³ 2012, S. 96f.; 102.

³⁹ Auch Eberhard Wolff bezeichnet in seinem Artikel in der Schweizerischen Ärztezeitung das Wartezimmer als „Raum des Übergangs“ und das Ziel der dort Anwesenden sei es, bald wieder abwesend zu sein. Vgl. Eberhard Wolff: *Über Wartezimmer*. In: Schweizerische Ärztezeitung 96/9 (2015), S. 344.

⁴⁰ Augé 2012 (wie Anm. 9), S. 102.

⁴¹ Vgl. ebd., S. 103.

⁴² Ebd., S. 102.

Wartenden genossen wird, sich dann aber auch schnell in „Einsamkeit und Ähnlichkeit“⁴³ wandelt. Die Wartenden sind mit sich alleine und gleich – die Individualität wird nivelliert. So kann das Wartezimmer für Peter Becker schon auch interessant sein, wenn er eingehüllt in die Anonymität andere Leute beobachten kann, „aber ich sag mal zu 80% ist es einschläfernd, man wird sauer und baut Frust auf, nimmt den Frust vielleicht noch nach Hause.“

Die Anonymität, die das Wartezimmer umgibt und seine unangenehme Atmosphäre bestimmt, geht nicht nur von den Dingen und Menschen aus. Die Anonymität ist dem Wartezimmer als Nicht-Ort des Übergangs mit seinen spezifischen Logiken eingeschrieben.



Rund sieben Stunden warten Deutsche in der Praxis - Lesen verkürzt die Wartezeit.

3. Auf Null gesetzt

Wie Menschen sich in Wartezimmern verhalten, ist ebenso vielfältig, wie die Wartenden selbst. All diese Handlungen spielen sich in der Atmosphäre des Wartezimmers ab und werden von ihr geprägt. „Wenn ich in einen Raum hineintrete, dann werde ich in irgendeiner Weise durch diesen Raum gestimmt. Seine Atmosphäre ist für mein Empfinden entscheiden“⁴⁴, schreibt Gernot Böhme. In meinen Gesprächen wurde die Atmosphäre im ärztlichen Wartezimmer als unangenehm beschrieben. Liegt diese negative Konnotation zum einen sicherlich daran, dass

⁴³ Ebd., S. 104.

⁴⁴ Böhme 2013 (wie Anm. 4), S. 15.

Warten an sich kein selbstgewählter Zustand, sondern eine aufgezwungene „Auszeit“ ist, so tragen auch die genannten Eigenschaften des Durchgangszimmers dazu bei, dass die Stimmung dort so empfunden wird. In den Gesprächen beschrieben die Wartenden sowie die Arzthelferin auf meine Frage nach ihrem „Traumwartezimmer“ diesen Raum mit dem Adjektiv „gemütlich“. Die Kulturwissenschaftlerin Brigitta Schmidt-Lauber beschreibt den „Zustand des Bei-sich-Seins“⁴⁵ als Merkmal von Gemütlichkeit und stellt diesem Begriff „das Unangenehme“ als Gegenbegriff gegenüber.⁴⁶ Gemütlichkeit – genau dies ist es aber, was in der meist von Unpersönlichkeit und Zweckmäßigkeit geprägten Atmosphäre des Wartezimmers nicht möglich ist. Hier können sich die Wartenden nicht einrichten, sie können sich nicht mit Menschen umgeben, die sie sich ausgesucht haben, sie können keinen Tätigkeiten nachgehen, die ihnen guttun. Sie müssen sich der Anonymität und der unangenehmen Atmosphäre des Nicht-Ortes Wartezimmer fügen und diese Schwellenphase durchlaufen, ehe sie wieder einer selbstgewählten Tätigkeit (der ärztlichen Behandlung) nachgehen können.

Die Wahrnehmung der Atmosphäre im ärztlichen Wartezimmer und seiner eingeschriebenen Anonymität steht im Mittelpunkt meines Beitrags. Sie gibt Aufschluss über die spezifischen Bedingungen, unter denen in einer Arztpraxis gewartet wird und somit auch über die Rahmung von Deutungen der Wartezeit. Obwohl das Wartezimmer nicht als angenehmer Ort empfunden wird, wird die Zeit in ihm in den Gesprächen unterschiedlich gewertet: Sieht Peter Becker sie als „gestohlene Zeit“, so genießen Anna Buchholz und Andrea Anderson kleinere Wartezeiten und Helga Grün empfindet sie sogar manchmal als bereichernd. Die unterschiedlichen Sichtweisen auf die Zeit im Wartezimmer stehen in Verbindung mit den verschiedenen Taktiken, mit denen die Wartenden der Anonymität des Wartezimmers begegnen.⁴⁷

„Auf Null gesetzt“ sind einerseits die Wartenden, die im Wartezimmer trotz Gesellschaft alleine und auf sich gestellt sind. Andererseits stellt aber auch das ärztliche Wartezimmer mit seinen hier dargestellten Logiken eine außeralltägliche Ordnung da, in der Interaktionen neu hinterfragt werden müssen und Verhaltensweisen angepasst werden. Die Atmosphäre des Wartezimmers bestimmt, das, was in ihm passiert. Andrea Andersson fasst zusammen: „Das ist ja auch irgendwie Leben: im Wartezimmer sitzen und warten bis man dran kommt“. Warten in

⁴⁵ Brigitta Schmidt-Lauber: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt a. M. 2003, S. 57.

⁴⁶ Vgl. ebd., S. 43.

⁴⁷ Siehe Anm. 1.

der Arztpraxis ist eine Übergangssituation, es ist ein Störmoment im Alltagsfluss und doch Teil davon. Die Erfahrungen, die hier gemacht werden, tragen zu den Deutungen des Phänomens „Warten“ bei, die spezifische Atmosphäre des Wartezimmers rahmt sie.